

Sueddeutsche.de Feuilleton
16.12.2003

Ein Mädchen namens Osama

„Kabul, Teheran 1979 ff“: Filme aus Afghanistan und Iran in Berlin

TILL BRIEGLEB

Buster Keatons Auftritt im Hindukusch könnte spektakulärer kaum sein. Eine Schule voller Mädchen und Frauen explodiert vor Lachen, als der Stummfilmstar mit seinem Auto in ein Haus fährt, zurücksetzt und das Gefährt zerbricht. Die meisten haben noch nie einen Film gesehen. Mobile Kinos bringen heute Zivilisation in die entlegensten Dörfer Afghanistans – auch Aufklärungsfilm über die Notwendigkeit, dass Frauen zum Arzt gehen und Kinder nicht in den Minenfelder spielen. Aber vor allem die entfesselte Freude nährt den Optimismus der Filmemacher, dass ihr Land sich zum Friedlichen wandelt.

Siddiq Barmak, der mit „Osama“ den ersten afghanischen Spielfilm nach den Taliban gedreht hat, kennt die Bedeutung seines Mediums. Nach 23 Jahren Krieg muss das Kino nicht nur unterhalten, sondern auch erziehen. 70 Prozent der Bevölkerung können nicht lesen und schreiben. Und so besitzen gerade Filme die Möglichkeit, die „Einstellung der Menschen zur Zukunft zu ändern“. Zwar existieren im Land erst 15 Kinos, davon sechs in Kabul, und es gibt nur acht mobile Kino-Teams für 27 Millionen Afghanen, aber die kleine Produzentengemeinde, die sich gerade in Berlin beim Filmfestival „Kabul, Teheran 1979 ff“ aufhält, kämpft mit Energie um Perspektiven.

Hoffnung allerdings hängt fast ausschließlich an internationaler Unterstützung. Barmak konnte seinen Spielfilm erst mit Hilfe des iranischen Filmemachers Mohsen Makhmalbaf drehen, der ihm neben eigenem noch Geld von irischen und japanischen Koproduzenten organisierte. Und auch die mobilen Kinos von Afghan Film arbeiten nur dank der NGO Aina und des Goethe-Instituts.

Optimismus ist das Ziel

Welch großartiges Erzählkino in Afghanistan mit professioneller Ausstattung aber möglich ist, zeigt Barmaks Debüt-Film, der zur Festivaleröffnung gezeigt wurde und im Januar in die deutschen Kinos kommt. In weißen Lehmruinen erzählt er von dem Überlebenskampf rechtloser Frauen in der Taliban-Zeit. Eine Witwe, die ihre Arbeit verliert, als die Vollbärte das Krankenhaus schließen, sieht keine andere Möglichkeit mehr, als ihre Tochter als Junge verkleidet zur Arbeit zu schicken. In einem Klima der Angst begleitet der Film das Mädchen „Osama“ nun über die Stationen der Arbeit und des Gebets zur Zwangsrekrutierung in die Koranschule – wo sie enttarnt wird – bis zur Zwangsheirat mit einem Mullah. Der deprimierende Realismus der Barbarei, den Barmak konzentriert, verdankt viel der Besetzung mit tatsächlichen Opfern und Tätern des Extrem-Islams. Marina Golbahari, die das Mädchen mit kindlicher Würde spielt, hat Barmak beim Betteln entdeckt und die Taliban sind ehemalige Gotteskrieger. Ein Kino der Heilung findet hier nicht nur konkrete Bilder, sondern auch Raum für Selbstkritik – beim deutschen Nachkriegsfilm hat das länger gedauert.

Während „Osama“ nun Auszeichnungen gewinnt, was dem bescheidenen Aufbau einer heimischen Filmindustrie dient, können die afghanischen Frauen ihr Celluloid-Plädoyer gar nicht sehen. Selbst in Kabul gehen nur Männer ins Kino. Wird die afghanische Kapitale je wieder eine tolerante Stadt sein wie in den Siebzigern, als Mädchen mit offenen Blusen alleine ins Kino gehen konnten? Der Ingenieur Latif Ahmadi, Chef von Afghan Film und Regisseur des nächsten afghanischen Spielfilms über die Taliban-Offensive 1994 in der Shamali-Ebene, ist sicher: „Es wird noch ein paar Jahre dauern, bis sich das Gesicht des Landes wieder so geändert hat, aber der Weg ist unumkehrbar.“ Frauen kehren zurück an die Universität, in die Büros, gründen Zeitungen und führen zwei Radiostationen – und von den 15 Regisseuren, in Afghanistan sind zwei weiblich.

Einen starken Einfluss auf die Emanzipationsimpulse des afghanischen Kinos übt – neben dem Bollywood-Melodram – das iranische Vorbild aus. Weibliche Kinogrößen wie Tamineh Milani oder Niki Karimi, die männliche Herrschaftsirrümer zerpfücken, und vor allem die Filme, die Mohsen Makhmalbaf („Reise nach Kandahar“) und seine Tochter Samira („At 5 in the Afternoon“) in den letzten Jahren in Afghanistan gedreht haben, inspirieren den Nachwuchs.

Beide Filme werden auch bei dem zweiwöchigen Festival gezeigt, das noch bis Ende dieser Woche an der Volksbühne und im Babylon-Kino neben Spielfilmen Dokumentarfilme über Krieg, Flucht, Stadtplanung oder Frauenschicksale aufführt. Wobei der konkrete Blick auf den Alltag, der das iranische Kino auszeichnet, in den Dokumentationen noch mit gesteigerter Offenheit überrascht. So erzählen in „The Ladies“ (Zananeh) Besucherinnen einer Teheraner Parktoilette von der ungeschminkten Seite der islamischen Republik: Prostitution, Drogen, jugendliche Schwangerschaften und Selbstmordgedanken prägen ihre Biografien. Regisseurin Mahnaz Afzali gehört zu den zwanzig Filmemachern aus beiden Staaten, die in Berlin geladen sind.

Dass von der vorsichtigen Zuversicht, die dieses Festival ausstrahlt, einiges Zweckoptimismus ist, bemerkte der Stadtplaner Ajmal Maiwandi, der sich mit dem Wiederaufbau Kabuls beschäftigt: „Die Demokratie wird sich nicht in den nächsten zehn Jahren etablieren, die Verfassung repräsentiert keineswegs alle Menschen, es gibt massive Probleme wie Korruption.“ Sein Credo für die nächsten Jahre: „Pessimismus ist die richtige Art, mit den Problemen umzugehen, Optimismus ist das Ziel.“